

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Ivonne Lamazares

Sugar Island

Ein Kuba-Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung
von Text und Bildern, auch auszugsweise,
ist ohne schriftliche Zustimmung des
Verlagsurheberrechtswidrig und strafbar.
Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung,
Übersetzung oder die Verwendung in
elektronischen Systemen.

© Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 2018

Danksagung

Ich habe vielen Menschen für die Freundschaft und Unterstützung zu danken, die sie mir während der Arbeit an diesem Buch erwiesen haben. Ich danke Madrina und meinen Großeltern für ihre Liebe und ihr Vorbild; Padrino dafür, dass er Jahre vor mir schon wusste, dass ich dieses Buch schreiben würde; meiner Schwiegermutter Jan für ihre Freude über meinen Erfolg. Mein Dank gilt auch meiner Familie am Miami-Dade Community College North, vor allem Josett für ihre kluge Beratung; Lou, Susan Orlin, Preston, Virginia, Robert und den anderen für die unermüdliche Ermunterung. Besonderer Dank gebührt Linda (1940–1999), die mir geholfen hat, mein Leben zu verändern; Elena Rosello, weil sie mir ihre Geschichte erzählt hat; Cecilia und Cary für ihre jahrelange Freundschaft; Ingrid für die liebevolle Betreuung unserer Tochter. Mary Morris bin ich zutiefst dankbar dafür, dass sie mein Manuskript aus dem Stapel der Arbeiten ihrer Studenten gezogen und so zur Veröffentlichung beigetragen hat, und außerdem für ihre wertvollen Kommentare in allen Phasen; Russell Banks für seinen Glauben an mich und seine großzügige Unterstützung; Wyatt Prunty und Cheri Peters für ihre Freundlichkeit und der Seawane Writers' Conference dafür, dass sie mir einen

sicheren Ort für die Reifezeit zur Verfügung gestellt hat. Vor allem geht mein Dank an Gail Hochman, meine Agentin und gute Freundin, die mich gehegt und gepflegt und mir über Schwierigkeiten hinweggeholfen hat, und an Janet Silver, die das Buch in all seinen Erscheinungsformen geduldig und liebevoll lektoriert hat und mir im Nebel des Schreibprozesses sehen geholfen hat. Liebe Grüße an Elena mit vielem Dank für ihr Ohr, ihren Mut und unsere »Frauenfreundschaft«. Und an Steve, ohne dessen tiefe und großzügige Liebe nichts von alledem geschehen wäre.

1

Cáceres, 830 km östlich von Havanna, 1958

Eines Tages sagte Mamá, demnächst finge das Leben an, und lief davon in die Berge, um eine aufständische *Guerrillera* zu werden. Niemand wusste genau, wohin sie verschwunden war, bis sie ein Jahr später schwanger auf einem Esel zurückkam.

Mein Hund Fyor und ich blieben bei Abuelita Carmen – der Mutter meiner Mutter – in ihrem strohgedeckten *bohío*. Von ihrer Veranda aus suchte ich die grünen Hügel nach Mamá ab, während Fyor neben mir bellte. Abends schliefen wir an einen Holzpfeiler gelehnt ein und wachten jeden Morgen auf einem Feldbett in Abuelita Carmens Küche wieder auf.

Mamá kehrte eines Spätnachmittags im März zurück, kurz vor meinem sechsten Geburtstag. Jemand auf einem Esel kam den gepflasterten Weg heraufgetrottet, und ich wusste, dass es Mamá war. Ich versteckte mich im Guavenwäldchen, zitternd und mit einer Gänsehaut am ganzen Körper. Der Bauch tat mir weh. Ich hockte mich mit heruntergelassener Hose hin, und kleine Würmer schossen in heißem Schaum aus mir heraus. Ich sah zu, wie sie in meinem Stuhl herumkro-

chen. Sie hatten innen an mir gefressen, solange Mamá weg war.

Ich blieb bis Sonnenuntergang im Wald. Da tranken die Nachbarn schon *café* auf Abuelitas Veranda. Mamá hatte gebadet, und ihre Haare tropften über den Rücken ihres Hauskleids. Ich stolperte über die Stufen zur Veranda, aber sie fing mich auf und hob mich hoch, mein Gesicht an ihrem Hals, und ihre Worte vibrierten an meiner Wange.

Sie hatte Geschichten zu erzählen: El Che war ein »schöner Mann«, Raúl Castro ein »Nagetier in Uniform«, sein Bruder Fidel ein »marxistisch-leninistischer Opportunist«. Die Kämpfe verlagerten sich nach Westen, sagte Mamá, weg von Cáceres und den Bergen. Die Rebellen würden noch vor Jahresende in Havanna sein. Sie sah mich an. »Aber ich bin froh, dass ich wieder da bin.«

Nachtfrösche quakten im Gebüsch, als Mamá im Schaukelstuhl einschlief. Abuelita Carmen erzählte allen die Geschichte, wegen der sie gekommen waren. Sie sagte, ihre Tochter habe »sich von einem Rebellenkoch schwängern lassen, und darum haben sie sie auf einem Esel nach Hause geschickt«. Die Nachbarn nickten, manche voller Mitgefühl. Ein paar grinnten. Dann gingen sie in der Dunkelheit zu ihren Hütten zurück. Irgendwann in dieser Nacht glitt Mamá neben mich auf das Feldbett. Sie strich mit ihren kalten Händen über meinen Bauch, wie sie es manchmal früher in Regla getan hatte, als wir in der Nähe des Hafens lebten. Aber jetzt lag ich starr da, voller Angst, Mamá könne aufstehen und wieder zu ihrem Schaukelstuhl auf der Veranda zurückkehren. Jetzt, wo sie eine Guerrillera war, schlief sie vielleicht lieber draußen bei den Grillen und im rauen Bergwind.

Am nächsten Morgen sagte mir Mamá alles, was sie je über den Rebellenkoch äußern sollte: »Der Weg des Herzens einer Frau, *mija*, wird vom Hunger schlüpfrig.«

Abuelita Carmen runzelte die Stirn. Doch ich dachte darüber nach: Der Weg zu Mamás Herz schien auf jeden Fall schlüpfrig zu sein.

2

Regla, auf der anderen Seite der Bucht von Havanna, 1966

Am ersten Frühlingstag weckte uns Mamá, indem sie mit den Schlüsseln neben unseren Köpfen klimperte. Bevor ich zur Zisterne laufen und mir die Augen auswaschen konnte, flüsterte sie: »Seid ihr meine Storm Captains?« Der *Storm Captain* war unsere Lieblingsfernsehserie.

Mein Bruder riss die Arme in die Höhe und brüllte: »Ja!«

»Tja, Captains«, sagte Mamá und salutierte scherzhaft. »Die hohe See erwartet uns. Sind wir verschwiegen wie –?«

»Ein Grab!« Wir ergänzten die Frage wie Matrosen des *Storm Captain*.

»Wenn wir nicht schweigen wie ein Grab, sind wir –«
»Verräter!« schrie Emanuel und packte den Stock, den er als Schwert benutzte.

Es war so früh, dass Fyor noch unter seinem Stuhl schlief. Auf dem Küchentisch füllte Mamá Babybilder, russisches Dosenfleisch, den rostigen Büchsenöffner, Hemden, Papiere und Wasserflaschen aus Plastik in eine Reisetasche.

»Was machst du da?« fragte ich.

An der einen Ecke lag ein Schwarzweißfoto von uns dreien, wie wir auf Abuelitas Türschwelle in Cáceres stehen und sich Emanuel, noch ein Baby, lächelnd an Mamá lehnt.

Ich biss an meinem schwieligen Daumen herum, zerrte mit den Zähnen an der Haut und kaute.

Mamá lächelte. Sie liebte es, ein Spiel in Gang zu halten.

»Dein Armband verstecken wir in deiner Unterhose.«

»Wohin gehen wir?« fragte ich lauter.

»Um Mitternacht nimmt uns Cousin Romy aus Cojímar auf eine Fahrt in seinem Boot *La Quintana* mit«, sagte Mamá gelassen, als würde man zum Spaß um Mitternacht eine Bootsfahrt machen.

Emanuel fragte, ob er sein Schwert mitnehmen dürfe.

Ich feuerte eine Salve von Fragen ab wie ein Kriminalkommissar, der auf eine Ungereimtheit wartet. »Was für ein Boot ist die *La Quintana*? Warum fahren wir um Mitternacht? Kommt Fyor auch mit?«

»Storm Captains«, sagte Mamá nur, »das wird eine lange Reise.« Sie ging auf die Veranda hinaus und steckte sich eine Zigarette an.

Emanuel versetzte mir mit seinem Schwert einen Klaps auf die Schulter. Ich schrie auf. Mamá sah sich nicht um.

Zur Siestazeit lehnte sich Mamá über das blecherne Becken im Schatten des Limettenbaums. Die alte Fähre rührte hinter uns und schaukelte Passagiere über die Bucht von Havanna. Mamá goss mit einer Dose warmes Wasser über Emanuels Kopf und erklärte alles zum »letzten Mal«.

Sie sagte, ich sei dreizehn Jahre alt und müsse schon längst zwischen Gut und Böse unterscheiden können.

»Erinnerst du dich an El Gambao Casals?«

Ich gab ihr keine Antwort. Kann irgendjemand auf dieser Welt seinen eigenen Vater vergessen?

»Ein Verräter, *mija. Un mierda*, ein Scheißkerl. Gestern in der Bodeguita haben sich Castor und Richa von der Mannschaft betrunken und es ausposaunt. El Gambao ist übergelaufen.« Mamá machte eine Pause. »Übergelaufen«, betonte sie. »Das heißt, er ist in Panama geblieben.«

Emanuel rieb sich die Augen. Mamá trocknete ihm das Gesicht mit einem kratzigen Handtuch ab.

Mamá hatte meinen Vater nie geheiratet, und nach seinen Auslandsreisen blieb er immer nur eine Woche in unserem Haus in Regla, spielte im Garten Domino mit ein paar Kumpanen vom Schiff und trank Mojitos mit Rum, bis es dunkel wurde.

Ich sagte: »Er hat nie mit uns zusammengelebt.«

»Begreifst du, was er getan hat?« Sie runzelte die Stirn.

»Er hat uns verlassen, *mi amor*. Dem Schicksal preisgegeben. *Comprendes?*«

Ich verstand Mamá nicht. Jedes Mal, wenn El Gambao nach Hause gekommen war, hatte sie geputzt und gekocht und war mit uns Eis essen gegangen. Aber schon bald wurde Mamás fischlippiger Schmollmund von Türensclagen und Tellerschmeißen abgelöst, und dann packte El Gambao seine Zahnbürste und seine weiße Uniform ein und verschwand bis zum nächsten Landgang.

Das letzte Mal hatten wir ihn in dem Winter gesehen, als er uns von einem russischen Tanker namens *La Donya* zuwinkte. Bevor das Schiff auslief, schmusten er und Mamá an Deck. Emanuel und ich schlichen uns an ihnen vorbei, hinunter zu den verlassenen Kojen, um auf den Matratzen herumzuhüpfen. In einer Schublade fand ich eine leere Rumflasche und die kleine Statue ei-

ner blau gekleideten Frau, von der Mamá später sagte, dass es Yemayá sei, die Göttin des Meeres.

»Hört mir mal zu«, befahl Mamá jetzt. Sie rieb Emanuels Kopf mit Kerosin und Wasser ein, um die Läuse zu vernichten. »Dieses Land ist nichts als eine rückständige Bananenplantage. Jetzt und in alle Ewigkeit.« Sie wischte sich die Hände an der Schürze ab, bis sich darauf ein dunkler Fleck abzeichnete. »Tanya, *mija*, demnächst fängt das Leben an.«

Mamá wollte andauernd das Leben anfangen, so wie ich in der Schule ein neues Heft anfangen wollte, mit ordentlichen und saubereren Zeilen, die darauf warteten, mit wichtigen Daten und leuchtenden Farben gefüllt zu werden.

Sie berührte mich am Arm und flüsterte: »Cousin Romy holt uns ab. Morgen oder übermorgen könnten wir in Cayo Hueso oder *Mei-ä-mi* aufwachen.« Mamá flüsterte *Mei-ä-mi* genauso, wie Emanuel und ich reife Bananen aßen – mit gieriger, klebriger Lust.

3

In der von Kerzen erleuchteten Küche von Laurita Suárez – die Stromausfälle begannen bei Sonnenuntergang – versprach mir Mamá, Fyor in drei Tagen abzuholen, wenn wir von unserem »Ausflug nach Havanna« zurückgekehrt wären. Mit hochgezogenen Augenbrauen sah ich Laurita an, ein Hilferuf. Doch Laurita merkte nichts. Es war dunkel, und unsere Schatten waren von den Wänden verschwunden.

»Was interessiert dich das?« entgegnete Mamá Laurita spöttisch, als sie fragte, was wir in Havanna vorhätten. Laurita schmunzelte. Die beiden waren Freundinnen, seitdem sie vor der Revolution zusammen aufs Edison Business Institute gegangen waren, eine Schule, die von Yankee-Nonnen aus Atlanta geführt worden war. Sie hatten eine Ausbildung zur »zweisprachigen Sekretärin« begonnen. Mamá brach ab, als sie zu dem Schluss kam, dass sie eine »Frau des Wortes, nicht des Stenos« war, und sie fing etwas mit El Gambao an, der damals, so behauptete Mamá, Gedichte schrieb. Laurita fiel durch die Spanisch-Schreibmaschinenprüfung. Sie machte den Abschluss nie.

»Oye, Lauri«, sagte Mamá immer, »erklär's mir nochmal. Wie kam es, dass du auf Englisch tippen konntest, aber nicht auf Spanisch?« Dann lachten sie in Lauritas

Küche, machten sich über die alten Lehrerinnen lustig und tranken Bier.

Doch heute Abend sagte Laurita: »Pass auf, dein Problem ist« – sie machte eine Pause –, »dass du höher furzen möchtest als dein Arsch ist, *chica*.« Sie sagte, sie wolle nicht mehr übers Edison reden. »Die Wände haben Ohren, weißt du.«

Mamá stellte die schwitzige Flasche ab und starrte ihre Freundin durchdringend an. »*Qué pasa*, Lauri? Hast du Angst, irgendein Spitzel hier in der Straße könnte meinen, du seist eine Yankeefreundin?«

»Ich frage mich«, entgegnete Laurita ruhig, »wann es in deinen Kopf hineingeht, dass es kein Verbrechen ist, sich darum zu kümmern, was die Leute denken.« Sie legte die Handflächen auf den Tisch und beugte sich vor. »Zeig ein bisschen Respekt, Mirella. Wir haben jetzt ein neues Kapitel, einen neuen Vers. Es muss in diesem Land Regeln geben. Ausnahmsweise einmal.« Sie sah Mamá durchdringend an. »Dafür hast du doch in den Bergen gekämpft, oder nicht?«

Mamá stand auf. Ich winkte Fyor zum Abschied, während Mamá mich und Emanuel auf die finstere Straße hinausschob.

Sie blieb stehen und zeigte auf die Fassade des Ladens, in dem das Komitee zur Verteidigung der Revolution, das CDR dieses Blocks, untergebracht war. »*Dafür* habe ich nie gekämpft.«

Der Mond verschwand hinter Wolken, und Mamá marschierte die Straße hinunter. Emanuel und ich rannten, um sie einzuholen. Am nächsten Block wurde sie langsamer und rezitierte ein endloses Gedicht von einem Franzosen. Die Worte summten wie eine Mücke um meinen Kopf.

Doch Laurita hatte Recht. Mamá kümmerte es nicht,

was andere dachten. Sie rannte immer davon – letztes Mal in die Berge, jetzt aufs offene Meer.

Ich wollte ihr sagen, dass *el Norte* nichts für uns war. Wir waren keine Yankees. Wir waren keine reichen *gusanos*, Castro-Gegner, die ihren Country Club zurückbekamen. Ich wollte ihr sagen, was jeder wusste: Sie war genauso wenig ein Storm Captain wie eine *Guerrillera*.

Mamá seufzte. »Tanya, die Welt, wie ich sie kenne ... die Welt, wie ich sie kenne, fliegt davon wie eine riesige Seifenblase.« Sie wirkte wie jemand, der leidet, der missverstanden wird.

Wir bogen am Wollbaum um die Ecke. Mein Mund war trocken und schmeckte sauer. Ich sagte: »Ich gehe nicht weg.«

Emanuel warf einen Kieselstein. Er landete zwischen meinen Füßen.

»Es wundert mich nicht«, sagte Mamá, ohne mich anzusehen, »dass du mit Laurita einer Meinung bist.«

»Ich gehe nicht weg.«

Mamá drehte sich um und stieg mit Emanuel die Stufen zur Veranda hinauf.

Die Nachtgeräusche – Grillen in der Nähe und ein kaum vernehmbarer, entfernter Katzenstreit – wurden lauter. Mein Magen ballte sich zusammen wie eine Faust. Mamá rannte mal wieder, und diesmal würde sie uns in einem windigen Boot über das schwarze Wasser mitzerrren. Endlich war das passiert, was ich befürchtet hatte. Ich hasste Mamá glühender, als der Storm Captain feindliche Piraten aus dem Norden hasste.

Die Kerosinlampe in unserem Haus ging aus, und ich rannte auf die Haustür zu, die Mamá für mich weit offen gelassen hatte.

4

Um Mitternacht machten wir uns die grob gepflasterte Straße hinab auf den Weg. Die CDR-Patrouille drehte immer noch oben an der Kreuzung ihre Runden. Schnell gingen wir an den letzten Häusern vorbei, dann an den Hütten mit den Blechdächern, in deren Fenstern Kerzen flackerten.

Mamá hielt sich mit Emanuel dicht an den Büschen. Mein goldenes Armband hing kalt und schwer in meiner Unterhose, wo Mamá es versteckt hatte. Wir steuerten den Hafen an, wo die Fähre hielt, um die Passagiere nach Havanna aufzunehmen. Die Sträucher streiften meine Brust, und ich versuchte sie mir aus dem Weg zu biegen, wie die Soldaten aus *Storm Captain* im Fernsehen papierenes Laub wegschoben. Mamá zog Emanuel, und er wimmerte im Halbschlaf. Sie hielt die Taschenlampe hoch. Die Büsche reichten über unsere Köpfe. Der Wind roch ranzig vom öligen Hafen.

Ich nahm Emanuel bei der Hand und zog ihn zurück. »Mamá«, sagte ich. »Mamá, gehen wir doch wieder nach Hause.« Doch sie wandte sich um und blickte in die Finsternis hinaus. Ich versuchte zu sehen, was sie sah. Ich versuchte mir auszumalen, was jemanden dazu bringen konnte, einfach so davonzulaufen, und was auf der anderen Seite warten mochte.

Wir traten aus den Büschen heraus und stiegen zu den Felsen hinunter. Dort, wo im endlosen schwarzen Wasser von weit her die Lichter Havannas in der Ferne flackerten, begriff ich, was uns bevorstand. Das war kein Eselsritt über altbekannte Hügel. Hier waren die Wellen, derentwegen wir eine Insel waren und blieben. Mit den Zähnen riss ich an der Hornhaut meines Daumens, bis ich Blut schmeckte.

Ich schloss die Augen und betete zu Yemayá, der blauen Göttin des Meeres, dass uns weder in dieser noch in sonst einer Nacht ein Floß oder Boot abholen möge, sondern dass wir nach Hause gehen, schlafen und meilenweit von jedem Ozean entfernt wieder aufwachen würden.

Ich gab ein Gelöbnis ab, wie man es bei Heiligen eben macht. Ich versprach Yemayá, wenn sie uns jetzt gehen ließe, würde ich auch jemanden von mir gehen lassen. »Yemayá«, sagte ich in Gedanken, »wenn Mamá davonlaufen muss, um das Leben anzufangen, dann mach, dass sie uns nicht mitschleppt. Lass sie allein auf einem Esel ziehen wie früher.« Ich bekreuzigte mich so, wie Abuelita es mir gezeigt hatte.

Abuelita hatte einmal gesagt, dass etwas Notwendiges weder traurig noch fröhlich war. Sie sagte, um zu überleben, müsse man »Herz aus Kutteln« machen. Aber für mich war es umgekehrt. Das Herz war das, was weggeworfen wurde.

Mamá schaltete die Taschenlampe aus. Wir setzten uns auf einen Felsen und warteten.

Kurz vor Tagesanbruch wachte ich vom Geräusch des Wassers und dem fauligen Geruch des Hafens auf. Die See war ruhig und steingrau wie der Himmel. Weder die *La Quintana* noch Cousin Romy waren gekommen.

Schmutz und Tau hatten Mamá die Haare flach an den Schädel gedrückt. Sie ging gebückt, als sie Emanuel trug. »Nimm die Tasche«, sagte sie.

Wir bogen um die Ecke beim Wollbaum, und ich sah Männer in olivgrünen Kampfanzügen auf unserer Veranda rauchen. Mamá blieb stehen. Die Männer standen auf und warfen ihre Zigaretten weg.

5

Einer der Compañeros packte Mamá am Handgelenk und sagte, sie würde sie zum Hauptquartier begleiten müssen.

In dem geparkten Jeep starrte Mamá vor sich hin und wischte sich die Haare aus dem Gesicht, als versuchte sie, ihren Kopf von Gedanken zu befreien. Sie drehte sich einmal um und sah erst Emanuel an und dann mich. Im frühen Morgenlicht war sie beinahe schön.

Laurita kam in ihren Stiefeln und der olivgrünen Uniform angelaufen. Mamá sagte zu mir: »Jetzt hast du die Verantwortung.«

Ich hatte Mamá über Bord geworfen, als wäre sie ein Pirat aus *el Norte*. Ich hatte meinen Pakt mit Yemayá geschlossen. Mamá berührte meine Wange, um sich zu verabschieden, und es tat bis tief in den Mund hinein weh, als ob sie hineingefasst und zum Andenken einen Zahn herausgezogen hätte. Laurita griff nach unserer Tasche und schob uns auf das Haus zu, weg von den Gesichtern, die Mamá im Jeep musterten.

In Lauritas Küche stellten Emanuel und ich uns so an eine Wand, dass sich unsere Arme berührten. Sie machte das Fenster zu und sagte, wir sollten uns setzen. Die Uhr über dem Herd tickte, laut. Emanuel weinte. Ich

lief zur Tür, und mein Bruder folgte mir, aber Laurita überholte uns und schnitt uns den Weg ab.

»Wohin bringen sie sie?« fragte ich.

»Die Insel«, war Lauritas ganze Antwort.

Sie meinte die Isla de Pinos, wo das neue Gefängnis gebaut worden war. Das erzählte ich nicht Emanuel, der an meiner Hand zog. Aber ich musste an Mamás Witz denken – durch die Revolution wurde alles größer: größere Schulen, größere Krankenhäuser. Größere Gefängnisse.

Laurita kniete sich neben Emanuel. »Nein, *bobito*, Dummerchen, nicht mehr weinen. Du darfst in die Stadt fahren. Willst du die Stadt nicht sehen?« Sie strich ihm die Locken aus den Augen.

»Von dort aus können wir mit dem Zug zu Abuelita fahren«, sagte ich zu ihm.

»Das liegt zu weit in den Bergen im Osten«, sagte Laurita zu mir. »Emanuel ist noch klein, und es gibt niemanden, der euch hinbringen könnte.«

Die Uhr tickte laut. »Dann bleiben wir hier«, sagte ich.

»Ich kann kochen. Wir machen keine Umstände.«

Laurita versuchte zu lächeln, und ihre Lippen spannten sich fest über ihren Mund.

Am Mittag hatte sie uns schon auf die Fähre nach Havana verfrachtet. Das Boot durchschnitt das Wasser, und die Wellen teilten sich und wurden zu Schaum. Emanuel schrie nach seinem Storm-Captain-Schwert, das ihm jemand an der Anlegestelle weggenommen hatte. Er zog mit einer Hand an meinem Arm und kniff sich mit der anderen ins Bein. Er kämpfte gegen die Tränen an.

Am Hafen führte uns ein Genosse namens Rios, indem er die Arme um uns legte, zu einem zweiten Jeep. Er sprach mit tiefer, beruhigender Stimme wie ein Radio-

sprecher – »Setzt euch, Kinder, macht's euch bequem« –, dann rückte er sein Pistolenhalfter zurecht und stieg neben dem Fahrer in den Wagen. Wir fuhren durch schmale Straßen mit Kopfsteinpflaster, die voller Schlaglöcher waren. Emanuel und ich senkten die Köpfe gegen den Wind, als wollten wir seilspringen, die Augen halb geschlossen und die Schultern hochgezogen, um dem bevorstehenden Seilhieb zu entgehen.

Der Jeep hielt in einer Straße mit dunklen, schmalen Veranden und aneinander gebauten Häusern, an denen der Putz abblätterte. Compañero Rios klopfte an eine verblichene rote Tür und rief mit seiner sonoren Stimme: »Compañera Petra, Compañera, bitte.«

Niemand öffnete. Er klopfte erneut, diesmal mit dem Kolben seines Revolvers, und spähte durchs Guckloch hinein. Dann versuchte er, am Türknauf zu drehen. Die Nachbarn kamen an die Türen, um zuzusehen.

»Wo ist unser Zug nach Cáceres?« fragte ich den Fahrer, obwohl ich wusste, dass das hier kein Bahnhof war. Er zuckte die Achseln. »Befehl ist Befehl, *niña*.«

Eine Frau, deren Haar so kurz geschnitten war wie das eines Jungen, machte die rote Tür einen Spalt weit auf. Compañero Rios sagte etwas zu ihr, und sie kreischte: »*Aléjalo, San Alejo*«, und wedelte abwehrend mit der Hand. Hinter ihr betrachtete uns eine magere alte Dame. Der Compañero schaute sie an, und die alte Dame starrte zurück. Aus ihrem Knoten staken harte weiße Haare. Plötzlich lief sie die Treppe hinunter und streckte mit offener und dankbarer Miene meinem Bruder die Arme entgegen.

Compañero Rios folgte ihr und sagte: »Danke, Compañera Petra, dass du dich an dieser Front des Kampfes gemeldet hast.«

Die alte Dame hielt Emanuels Gesicht in das grelle

Nachmittagslicht und ließ enttäuscht die Arme sinken. Sie hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

Der Fahrer half uns aus dem Jeep, und Rios stellte unsere Tasche auf dem Gehsteig ab. Die alte Dame starrte auf den Wagen, der im Leerlauf lief, und murmelte: »Kein Übel währt hundert Jahre und auch kein Körper, um ihm zu widerstehen.« Die kurzhaarige Frau hinter uns wiederholte »*Aléjalo, San Alejo*«, und ihr Wunsch wurde erhört: Der Jeep fuhr in einer Wolke von Auspuffgasen davon.

An diesem Abend nannte die alte Dame ihren Namen nur einmal – Petra Rosa Canuta de Casals. Sie sagte, sie sei El Gambaos Großtante. Ich erinnerte mich an eine alte Tante und Klavierlehrerin, die El Gambao wegen ihrer wallenden, gekräuselten Mähne Melena genannt hatte. Mamá hatte öfter eine Geschichte erzählt, wie sie und El Gambao vor Jahren mit Noten zu Melenas Haus im alten Havanna gegangen waren und verlangt hatten, dass die alte Dame ihnen beibrachte, wie man Jazzstücke spielt. Doch stattdessen hatte Melena ihre dicken Bücher mit Tonleitern aufgeschlagen. El Gambao hatte sie ausgelacht. Sie hatte ihn einen Tagedieb genannt und sie beide hinausgeworfen.

Warum die alte Dame nicht das Gleiche mit Emanuel und mir machte, wusste ich nicht. Vielleicht kam das noch.

Sie setzte uns halbgare Spiegeleier vor und hieß uns dann im Salon Platz nehmen, während sie Klavier spielte. Als sie fertig war, führte sie uns den Flur hinab in ein Zimmer mit einem riesigen Bett, dessen Kopfteil Schwäne und dicke Engel zierten. Sie reichte mir einen Schlafanzug mit Bändern, der nach alter Frau und verschlossenen Schubladen roch. Dann ging sie mit Emanuel davon.

Ich folgte ihnen. Emanuel und ich hatten noch nie getrennt geschlafen.

An ihrer Schlafzimmertür drehte sich die alte Dame um. »Lass ihn«, flüsterte sie. »Er ist müde. Er hat genug Aufregung für heute gehabt.« In diesem Zimmer stand ein ausladendes, dunkles Bett neben einem Feldbett. Neben dem Kissen des Feldbetts lag eine Stoffente. Sie machte die Tür zu.

Ich klopfte zweimal und drehte am Türknauf. Drinnen weinte Emanuel, dann wurde es still, und ich suchte mir den Weg zurück, indem ich mit den Händen die Wand entlangfuhr.

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hörte ich Kirchenglocken, und der Geruch von faulen Eiern hing im Raum. Das erinnerte mich an den Hafen vom Tag zuvor und an die Fähre, die das schwarze, ölige Wasser der Bucht aufgewühlt hatte. Mein Magen fing wieder an zu schaukeln.

Ich schlich mich in den sonnigen Flur, wo sich Sittiche aufgeregt gegen ihre Käfiggitter warfen. Ein Star schrie: »Guten Morgen, guten Morgen, guten Morgen.«

In dem Salon mit der hohen Decke spielte die alte Melena, deren drahtiges Haar aus ihrem Knoten stak, immer wieder dieselben Töne hinauf und hinunter auf den vergilbten Tasten. Emanuel beobachtete sie von dem grauen Sofa aus. Sein Gesicht war geschrubbt, dass es glänzte, und seine Locken lagen glatt an den Kopf gekämmt da. Er trug einen Matrosen-Overall, der am Kragen gelb verfleckt und so alt war wie Melena selbst. Darin ähnelte er entfernt dem Jungen, dessen gigantisches Porträt von der Wand aus den Raum beherrschte, nur dass dieses Bild koloriert und die Wangen des Jungen zu rosa und seine Augen von einem unnatürlichen Blau waren.

Emanuelns rechtes Bein schlug gegen den hölzernen Sockel der Couch, bis er mich sah und aufstand. Melena beendete ihre Fingerübungen, um mich von Kopf bis Fuß zu mustern. Ihr Mund zog sich zusammen, als hätte sie eine bittere Frucht gekostet. Sie war knochig, nicht weich und rund wie Abuelita Carmen. Sie wirkte wie ein übergroßes Kind, ging aber vornübergebeugt, als hätte sie zeit ihres Lebens stets zu Boden geblickt. »Kinder, heute ist Palmsonntag. Die Glocken haben schon zweimal geläutet.« Sie hielt inne. »Macht euch fertig für die Messe.«

Emanuel und ich drängten uns enger aneinander. Keiner von uns wusste, was eine Messe war. Melena schob mich ins Badezimmer. Hinter grauen Vorhängen stand eine tiefe, eingebaute Badewanne wie bei Laurita. Ich erhob Einspruch, aber Melenas Hände drehten schon Wasserhähne auf, prüften die Temperatur und holten Handtücher, Seife und Shampooflaschen herbei. Sie bewegte sich schnell, wie ihre Sittiche. Sie wollte mich in der Wanne haben. Sie schrubbte mir die Brust, die Knie, die Rückseiten der Beine, und dann ergoss sich auf einmal ein Wasserstrahl von der Decke.

Das Wasser kam derart hart herunter, dass ich blinzeln musste und am liebsten nach Mamá gerufen hätte, damit sie mich sähe. Ich weinte, zuerst langsam, doch dann schnappte ich nach Luft, und der Rotz lief mir über Lippen und Kinn.

»*Vamos*«, sagte Melena leise. »In der Kirche beten wir für deine Mutter und deinen Vater zu unserem Herrn.« Ich wollte nie wieder etwas mit Heiligen oder Gebeten zu tun haben.

Melena zog mir verknitterte Kleidungsstücke an, die Nelita, die San-Alejo-Frau, in unserer Tasche fand. Der Rock war weit und hing mir über die Knie. Er gehörte

Mamá. Melena steckte mir ein Spitzendeckchen vom Klavier als Schleier auf die nassen Haare. Sie sagte: »Der heutige Tag steht für den triumphalen Einzug unseres Herrn *Señor* auf dem Rücken eines Esels in Jerusalem. Deshalb werden wir auch ins Reich Gottes eingehen.« Ich wandte mich ab. Dass dieser *señor* auf einem Esel in eine Stadt geritten war wie Mamá, beeindruckte mich nicht.

Am Ende der Messe teilte der Priester im lila Gewand magische Palmwedel aus. Ich warf meinen in den Rinnstein. Er wirbelte herum, leuchtend grün in dem Schmutzwasser, das aus geplatzten Abflussrohren angeströmt kam. Dann schwamm er wippend davon. Ob Mamá wieder auf einem Esel zurückkäme oder nicht, triumphierend oder nicht, war kein Wunsch, den ich in Erfüllung gehen lassen konnte.

Eines stand fest: Mamás Wunsch war in Erfüllung gegangen. Demnächst finge das Leben wirklich an.

6

Die erste der Nachmittagsschülerinnen ging zum *pianito*, das aufgeschlagen wie eine Aktentasche auf dem Ecktisch stand. Sie wurde zur Strafe dorthin geschickt, um Tonleitern zu üben, ohne sie hören zu können.

Die Gruppe von Mädchen lehnte sich zurück, während die alte Dame den Stock, mit dem sie ihren Schülerinnen auf die Finger klopfte, immer wieder von einer Hand in die andere warf. »In diesem Leben lernt man«, sagte sie, »Dinge eher durch ihr Fehlen als ihr Vorhandensein zu schätzen.«

Das dunkelhäutige Mädchen am *pianito* war Paula Trenton. Ich hatte sie schon am ersten Tag auf der anderen Straßenseite von Melenas Haus gesehen, als sie uns zusammen mit den anderen Nachbarn anstarrte. Nun schlug sie mit geschlossenen Augen die stummen *pianito*-Tasten an. Ihre Silberarmreifen klirrten. »Ich spiele, was mir gerade einfällt«, flüsterte sie mir von ihrer Bank aus zu. Ich stand in der Tür und aß *platanitos*, kleine Bananen, die Abuelita Carmen aus Cáceres geschickt hatte.

Später musste Paula zu Melenas unvermeidlicher Enttäuschung ihre Lektion vorspielen. Ich wartete. Ich hatte Paula ein *platanito* aufgespart. »Komm mit zu mir nach Hause«, sagte sie.

Sie wohnte auf der anderen Straßenseite in einer Erdgeschosswohnung, in einem Haus, das Melena immer noch *La Santa Maria del Refugio* nannte, obwohl es nach dem Märtyrer der Revolution in *Oswaldo Moya* umbenannt worden war. Das Moya schlang sich wie ein Hufeisen um einen mit Ziegeln gepflasterten Innenhof voller Wäscheleinen und halb verrosteten Zisternen, die mit Regenwasser für die Toiletten gefüllt waren. Das Haus war flamingo-orange gestrichen und an den Stellen, wo die Farbe in der Sonne ausgebleicht war, grau. Paulas Wohnung bestand aus zwei Zimmern, einer winzigen Küche und einem Bad. Es war niemand da. Im Schlafzimmer schien die Sonne durch die Lamellen der Jalousien und zeichnete lange Rechtecke auf die Tagesdecke. Das große Bett war für Paulas Mutter und ihren Stiefvater. Paula sagte, sie schlief auf einem Feldbett im Wohnzimmer.

Und da sah ich Yemayá wieder.

Ihre Statue, diesmal in leuchtendes Gelb gekleidet, blickte von einem hohen Regalbrett auf den Raum herab. Umgeben war sie von Kerzen, ein paar Muscheln und einem Glas Honig.

Ich trat auf die Terrasse hinaus. Paula folgte mir.

»Ich und meine Mutter, wir sind Töchter von Ochún.« Dunkelgelbe Perlen lugten unter dem Kragen ihrer Schuluniform hervor. »Meine Mutter sieht Auren.«

Ich schüttelte den Kopf. Ich wollte das nicht wissen.

Ihr Stiefvater, sagte sie, sei ein Santería-Priester, ein *babalawo*. »Er ist der Sohn von Changó, dem Herrn des Blitzes.« Paula zeigte im Zimmer auf einen kleineren Heiligen mit einem goldenen Schwert. »Wo ist deine Mutter?«

»Krank. Sie liegt im Krankenhaus«, log ich. Ich wusste, dass Mamá sich an keinem so bequemen Ort befand,

und wahrscheinlich hatte sie mein Wunsch an Yemayá dorthin gebracht.

»Meine Mutter könnte ein Opfer bringen –«

»Schon passiert«, unterbrach ich sie.

Paula knetete sich voller Mitgefühl die Lippen.

»Manchmal sind die Heiligen vergesslich.«

Ich merkte, dass Paula beschlossen hatte, mich unter ihre Fittiche zu nehmen, und ich wehrte mich nicht.

Paula war ein Jahr älter und rasierte sich unter den Armen. »Da fühlst du dich gleich frischer«, sagte sie in dem winzigen Badezimmer und griff nach dem Rasierer ihrer Mutter. »Da spürst du den Wind in den Achselhöhlen.«

Die Gesichtsbildung war schlimmer als die Rasur. Paula drückte meine Haut Fleckchen für Fleckchen zusammen und brachte teigige Nudeln zum Vorschein, die sie »Mitesser« nannte. Sie zeigte mir jeden einzelnen und ließ mich daran riechen. Ich wandte mich ab, um nicht würgen zu müssen, aber ich blieb bis zum Ende regungslos sitzen. Danach wussten wir, dass wir aufeinander zählen konnten.

Als sie fertig war, war mein Gesicht von roten Flecken und Druckstellen übersät. Um es vor neugierigen Nachbarn zu verbergen, band mir Paula ein Tuch vor Mund und Nase »wie bei einer arabischen Prinzessin«. Melena machte die Tür auf, und Paula rannte davon und winkte dabei zum Abschied.

»Was soll das Tuch? Du siehst aus wie eine Heidin.« Melena zog mir das Tuch vom Gesicht und blickte zur Decke. »Du weißt, *Señor*, dass ich das in meinem Alter nicht brauchen kann.«

Emanuel saß am Klavier und spielte die Czerny-Etüden, die die alte Dame ihn stundenlang üben ließ. Sie hatte angeboten, auch mich zu unterrichten – ver-

mutlich aus Höflichkeit –, aber ich hatte nein gesagt. Melena hatte meinen Bruder zum Musikgenie auserkoren, und ich liebte die Musik nicht genug, um sie vom Gegenteil überzeugen zu wollen.

Sie füllte den Teekessel in der Küche. »Es gibt Besserungsanstalten, Häuser, wo sie dich im Handumdrehen nehmen würden.«

»Die Revolution kennt keine Besserungsanstalten«, erwiderte ich. Das hatte man uns in meiner neuen Schule gesagt.

»Von wegen.«

Mein Gesicht brannte. »Mein Bruder langweilt sich. Er will draußen mit den Gleichaltrigen spielen.«

»Und wer hat dir für diese Beerdigung eine Kerze gegeben?« wollte Melena wissen und drückte mir eine Kamillenkompresse auf den zerschundenen Hals.

Es war etwas Wahres an ihren Worten. Sie begrub meinen Bruder und brachte ihren eigenen toten Jungen hervor, den auf dem Bild.

»Er ist mein Bruder«, sagte ich. »Er ist nicht dein Sohn.«

Emanuel hörte auf zu spielen, und Valentin, der Star, begann sein Lied: »Gute Nacht, jetzt schlafen wir alle ganz schnell.« Nelitas Schlafzimmertür fiel krachend ins Schloss.

Melena zuckte nicht mit der Wimper.

»Zu deinem Pech«, sagte sie schmunzelnd, »bin ich nicht so verrückt, wie du denkst.«

Ich schloss die Augen und ließ mir von ihr Kompressen aufs Gesicht legen. Auf perverse Weise war ich fast froh, dass dies fürs Erste unser Zuhause war.